



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spiero, Heinrich: Fritz Stavenhagen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Fritz Stavenhagen



n der Geschichte der deutschen Literatur tritt folgende Erscheinung mit einer gewissen Regelmäßigkeit immer wieder auf. Ein Dichter wirft eine Anzahl von Werken hohen Wertes, voll neuen Empfindens in die Welt hinaus. Er findet wenig, vielleicht gar keinen Widerhall. Er stirbt jung, Jahre, Jahrzehnte hindurch ruht Schutt auf den Kunstwerken. Vergessenheit umfängt sie, und dann, mit einemmal taucht erst hier, dann dort der Name des Toten wieder auf. Er wird gewissermaßen neu entdeckt, und dieselbe Gegenwart, die vielleicht gegen ein gleichzeitiges Talent ebenso sündigt, hält der Vergangenheit alle ihre Sünden vor. Insbesondere wenn eine neue Bewegung beginnt, pflegt sie vergessene Talente wieder ans Licht zu ziehn, und sogar der jüngste Sturm und Drang, zu dessen hervorragendsten Eigenschaften Pietät ja nicht gehörte, hat versucht, das Andenken Wilhelm Waiblingers etwa oder Daniel Lesmanns neu zu beleben.

Demgegenüber haben wir, und wir in Hamburg ganz besonders, in diesen letzten Monaten eine Bewegung erlebt, die im Gegensatz zu allen frühern das Ziel hatte, einen Poeten, der eben noch unter uns wandelte, dahin zu stellen, wohin das Urteil der Besten ihn rief. Und man darf wohl sagen, daß vielleicht der am stärksten tragische Zug in diesem Erlebnis, das uns ja allen gemeinsam war, der ist, daß diese Bewegung für Fritz Stavenhagen — denn von ihm spreche ich — eigentlich nur eine Fortsetzung ist des anhebenden Siegeszuges, den er selbst, ein noch Lebender hier mitten unter uns begann. Viele Jahre hatte er in Druck und Dunkelheit hingebracht, ein Mensch, der eifern zäh gegen die Sorgen und die Nöte des täglichen Lebens rang, ein Dichter, der vollbewußt seiner großen Begabung für sein Ideal und kein andres stritt, ohne einen Fuß breit nachzugeben. Und da endlich zeigte sich ein erstes Ziel: ein äußeres, denn der Dichter, der eben in Ernst Schulze einen hochherzigen Buchverleger, in Heinz Wolfradt einen tatkräftigen Bühnenverleger gefunden hatte, war zum Dramaturgen unsers frischauflühenden Volkstheaters berufen worden; und zugleich zeigte sich dem Poeten ein andres Ziel, gleich innig zu wünschen: Anerkennung und Lob weithin bei vielen, die es mit der aufsteigenden Entwicklung unsers Dramas gut meinten. Und da geschah es so, wie Gustav Falke uns allen aus dem Herzen es ausgesprochen hat: „Es sprach der Tod: Ich will es nicht.“

Grenzboten II 1907

Und nun brachte jeder Tag neue Zeichen dafür, wie man Stavenhagen verstand, daß man ihn recht verstand. Bis nach Wien hin wurden seine Dramen aufgeführt, und jede Woche noch meldet uns von neuen Zeichen, wie sich der Dichter seine Welt erobert. Es gab wohl kaum eine große deutsche Zeitung oder Zeitschrift, die im Laufe dieser letzten anderthalb Jahre seiner nicht gedacht hätte, die Literatur geht nicht an ihm vorbei, und schon ist aus der Feder eines angesehenen Literaturhistorikers eine wertvolle Monographie über den Jüngstverbliebenen erschienen.*)

Und das alles, obwohl Fritz Stavenhagen erst am 18. September des vorigen Jahres dreißig Jahre alt geworden wäre. Und das alles, ohne daß sich auch nur eine ernst zu nehmende Stimme erhöbe und spräche: Dies ist zu viel, so viel Kränze hat er nicht verdient, oder ihr feiert ihn ja nur, weil er so früh gestorben ist. Nein, das sei uns fern und ist uns besonders fern, heute, wo wir nicht mehr unter dem frischen Eindruck jenes tieftraurigen Tages stehen, und wo wir zu abgeklärter Betrachtung fest den Blick auf sein Werk richten können, das uns geblieben ist. Sechs Bände liegen vor uns, fünf Dramen und ein Buch Erzählungen. Sie allein sollen sprechen und sagen, wer Fritz Stavenhagen war. Und was sie uns zu sagen haben, ist wahrlich genug. Wenn wir im Geiste die einzelnen Werke an uns vorüberziehen lassen, mögen wir sie nun auf der Bühne gesehen haben, soweit es Dramen sind, oder nur aus dem Buche genossen: es muß uns in der Erinnerung auffallen, eine wie große Anzahl leibhaftig dastehender Gestalten uns im Gedächtnis geblieben sind. Durchschnittsmenschen sind natürlich ein großer Teil all dieser Bauern, Fischer, kleinen Leute, die der Dichter uns gegeben hat. Wie merkwürdig aber, daß jeder von ihnen als eine Individualität vor uns steht! Das Volk, aus dem er zu Hause war, war bei ihm so zu Hause, daß er sich wie der Blinde in altgewohnter Umgebung unter ihm zurecht fand, daß sich auf der andern Seite auch jeder einzelne in seinen Werken sofort wieder fand. Das beginnt schon im „Sürgen Piepers“,**) wo im Gasthof alles durcheinander lebt und webt, ohne daß sich je die Individualität an die Schablone verlore. Und das geht weiter und erreicht seinen Höhepunkt im „Dütschen Michel“, für mich die Krone von Stavenhagens Schöpfungen. Das Stück beginnt auf dem Schlosse des Grafen Malling in Mecklenburg. Der junge Graf ist von der Schule zurückgekehrt und feiert ein dreitägiges Fest zu seinem Einzug. Auch die Bauern der Herrschaft sind seine Gäste, und vor den Adlichen betreten sie die Säle des glänzenden Schlosses. Mit feinsten Kunst ist jeder von ihnen eingeführt, allmählich baut sich das Bild auf, und als schließlich eine große Zahl dieser Dorfbewohner zusammen ist, da kennen wir nun schon jeden, da wissen wir den Starren und den Entgegen-

*) Fritz Stavenhagen. Eine ästhetische Würdigung von Adolf Bartels. Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung.

**) Sämtliche Schriften Stavenhagens sind im Gutenbergverlag Dr. Ernst Schulze zu Hamburg erschienen.

kommenten, den Lustigmacher und den Schwächling, den Rechthaber und den Spieler auseinanderzuhalten, und da lebt in dem tosenden Wirrwarr, der stellenweise über die Szene hereinbricht, jeder sein eignes Leben weiter als ein Mensch, den wir kennen. Ich kann, wie ich es bei einer andern Gelegenheit getan habe, auch jetzt nur sagen, daß mir eine gleich große Kunst der Individualisierung von Massen außer in Gerhart Hauptmanns „Webern“, die ich an sich natürlich trotzdem noch weit über den „Dütschen Michel“ stelle, in der deutschen Dramatik der Gegenwart nicht wieder vorgekommen ist. Steifer und weniger lebendig wirken demgegenüber freilich die Personen der sogenannten Gesellschaft. Sie waren nicht mit Herzblut geschaffen, sie sind mehr Produkte des Kopfes gewesen. Aber bei ihrer Behandlung im „Dütschen Michel“ offenbart Stavenhagen einen völlig neuen Zug, der, wie mir scheint, erst der Anfang zu einer spätern großen Entwicklung ist. Der Graf entflieht nämlich nach einem furchtbaren Zwist mit seinen Bauern, läßt einen toten Bettler in seinen Kleidern zurück und erscheint den Bauern, die jene Leiche als die seine begraben haben, auf einer Schaubühne, die fahrende Komödianten im Dorfe aufschlagen. Hier spielt er ihnen den Grafen, der sie mißhandelt und mißachtet hat, vor; die Dörfler aber prügeln ihn für diese Verhöhnung ihres Herrn durch und wollen von der Bitte des dargestellten Grafen um Verzeihung nichts wissen. Da liegt der Zug einer echten Tragikomödie, und man kann wohl mit Adolf Bartels hier etwas wie spezifisch niederdeutsche Romantik sehen.

Wie entwicklungsfähig dieses Talent war, das zeigt so recht das Gegenstück zum „Dütschen Michel“, die „Mudder Mews“. Verläuft dort alles ins Weite, trotz der dürftigen Enge, so bleibt hier der Konflikt im Kleinen, ja wenn man will im Kleinlichen stecken — sogar einen Zug des Peinlichen wird man vor diesem Lebensbilde schwer los. So erweckt denn insbesondere der Schluß keine reinen Empfindungen in uns. Nicht naturnotwendig erscheint uns der Tod der jungen Frau durch die Nörgelsucht der Schwiegermutter, durch ihr unleidliches Auftreten gegeben, und die Schwäche des Mannes geht uns zu weit, als daß sie am Ende tragisches Mitleiden in uns aufkommen ließe. Aber mit lebensvoller Echtheit in Tun und Haben sind auch diese und gerade diese Menschen gegeben, und wer als ein Mann in der Mitte der Zwanzig ein solches Stück schreiben konnte, der konnte auch auf diesem Gebiete mehr und Größeres.

Er konnte mehr und Größeres insbesondere auch für unser an zeugenden Kräften wahrlich nicht reiches Theater. In Stavenhagens ganzem Lebenswerk, auch in dem kleinen Drama „Der Lotse“, auch in der nach meinem Gefühl schwächern Komödie „De ruge Hoff“ ist nicht ein Zug, nicht ein Auftritt, ich möchte sagen: nicht eine Gebärde, die nicht den Gesetzen der Bühne gemäß wäre. Die Motivierung der Auftritte, das Sineinandergreifen der Gespräche und der Szenen, der Aufbau der einzelnen Akte, die intimen Gespräche und der Zusammenprall der Massen — eines ist so bühnengerecht wie das andre, und ein berufener Kenner, Karl Heine, hat mir bezeugt, daß ihm eine so angeborne

Begabung für die Bühne in der großen Schar ihm bekannter junger Dramatiker nicht begegnet sei. So waren also auch für diesen Teil unsers Kulturlebens Stavenhagens Werke ein Gewinn und seine Persönlichkeit eine starke Hoffnung.

Und dazu kam noch eins, was zumal aus seinen frischen Erzählungen und Skizzen*) spricht: ein Humor, den alles schwere Ringen und Kämpfen entbehrungsvoller Jugendjahre nicht unterkriegen konnte. Es war der echte Humor der Wasserkrante, treffend, nicht immer frei von einem gewissen großstädtischen Einschlag, im Innersten aber doch verwandt der schweren, nicht mit dem Leben spielenden niederdeutschen Eigenart. Und alle diese Gaben standen bereit, sich zum großen Meisterwerk, das uns in der Kette dieser Gaben noch fehlte, zu vereinen, als ein jähes Geschick uns diesen Feuergeist entriß, der in einem geschwächten Körper wohnte.

Stavenhagen hat niederdeutsch geschrieben, trotzdem muß ich ihn ausdrücklich eine Hoffnung unsrer großen Literatur nennen. Ich brauche nicht an Gerhart Hauptmann zu erinnern, der vieles von seinem Besten und Reifsten auch nicht in hochdeutscher Sprache, sondern in den Lauten seiner engern Heimat niedergeschrieben hat. Es war wohl diese niederdeutsche Sprache, die unsern großen Bühnen außerhalb Hamburgs die Annahme von Stavenhagens Stücken bei seinen Lebzeiten unmöglich machte. Hatten die Schauspieler und die Regisseure Gerhart Hauptmann zuliebe Schlesiſch gelernt und das Publikum an diesen Dialekt gewöhnt, so wollte man wohl ein zweites Experiment nicht machen. Daß man es hätte machen können, zeigen die geglückten Versuche, einzelne Dramen und insbesondere die in plattem Milieu spielende „Mudder Mews“ fernab von ihrem eigentlichen Schauplatz aufzuführen. Nein, ein reiner Dialekt-dichter im engen Sinne war Stavenhagen nicht. Er gehört in die große Literatur hinein, wie Klaus Groth, wie Fritz Reuter, denen er nach dem Maß der Begabung zur Seite gehört, und denen nach dem Maße der Leistungen an die Seite zu treten ein bitteres Schicksal ihn gehindert hat. Stavenhagen ist einer der ganz wenigen Dichter der Gegenwart, die uns im Drama eine neue Entwicklung angebahnt haben, und wenn sich seine Sehnsucht und seine Hoffnungen immer wieder auf die Belebung seiner geliebten niederdeutschen Sprache richteten, so darf darüber nicht vergessen werden, daß seine Werke allgemeine deutsche Geltung beanspruchen dürfen. Ich vermesse mich nicht, ihn mit Friedrich Hebbel zu vergleichen, soviel Ähnlichkeit ihre dürftige Jugend darböte, aber ich zögere nicht auszusprechen, daß er das stärkste dramatische Talent war, das Niedersachsen, diese jetzt so fruchtbare Provinz deutscher Kultur, seit Friedrich Hebbel geboren hat. War ihm nicht beschieden, sich und sein Werk zu vollenden, so bleibt er eine von den deutschen Persönlichkeiten, die siegreich noch nach ihrem Tode mit den Werken früher Kraft die Volksgenossen bezwangen. Noch ist seine Wirkung nicht zu Ende, er lebt und wird leben. Wir aber, unter denen sein

*) Gesammelt unter dem Titel „Grau und Golden“.

irdisches Dasein verlief, hegen in ihm das Gedächtnis an einen jener seltenen Menschen, denen materielle Not den großen Zug künstlerischer Gestaltung nicht lähmte, und von deren Abscheiden heute und immer das Wort der „Achilleis“ gilt:

Aber der Jüngling fallend erregt unendliche Sehnsucht
Allen Künftigen auf, und jedem stirbt er aufs neue,
Der die rühmliche Tat mit rühmlichen Taten gekrönt wünscht.

Heinrich Spiero



Fahrendes Volk im siebzehnten Jahrhundert

Aus den Bettelregistern einer deutschen Kleinstadt geschildert von W. Berdrow



Bei einer Durchsicht der ältern, bis 1595 zurückreichenden Ratsrechnungen der Stadt Coswig in Anhalt fiel mir ein wiederkehrender Ausgabeposten unter dem Titel: Den armen Leuten oder: Den armen und brandbeschädigten Leuten ins Auge. Das Interesse an diesen Registern wuchs mit dem Durchlesen von Jahr zu Jahr, und endlich erschienen mir diese „armen leuthe“, die sich nicht etwa als Coswiger Ortsarme, sondern als ein wunderbarlich gemischter Bettelhaufe aus aller Herren Ländern erwiesen, als eins der merkwürdigsten Kapitel in diesen alten, vergilbten Stadtregistern. Immer wechselnd an Stand und Herkunft, bald anschwellend in Zeiten der Not, bald abnehmend in bessern Jahren, windet sich der Reigen dieser fremden Bettelleute gleich bunten, farbenreichen Arabesken durch die eintönigen Spalten der Einnahmen und der Ausgaben, der Schößregister und Brauverzeichnisse hindurch. Der eine mit drei dürrn Worten registriert, der andre treulich bezeichnet nach Namen und Art, der dritte redselig das Geschick erzählend, das ihn aus Heimat und Werkstatt auf die Landstraße getrieben, spiegeln sie in ihrer Gesamtheit ein Bild aller Drangsale und Fährnisse ihres vielbewegten Jahrhunderts wider und gewähren uns einen tiefen Blick in die Sitten und Lebensverhältnisse ihrer Zeit. Ja zuweilen lesen sich diese Register wie eine Chronik des großen und gewalttätigen Jahrhunderts, in dem sie niedergeschrieben sind. Diese Schwärme von Landsknechten und Studenten, von Gefangnen aus der Türkei und Vertriebnen aus Ungarn, Böhmen, Frankreich und den Rheinpfalzen, von Pfarrern, Magistern, Doktoren und Künstlern, von Handwerkern und Gelehrten, von Pöbel und Adel, Witwen und Waisen, von Lahmen, Blinden, Kranken und Besessenen, von Dichtern und Philosophen „voll Schwer- und Zweifelmütigkeit“ — sie stehn alle so greifbar deutlich da, wie sie dem Stadtschreiber ihre Nöte berichten und ihre paar Groschen in Empfang nehmen, daß man weiter und weiter liest und nicht müde wird.